

# DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler und  
der Schulgemeinde des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford

Nummer 18

März 1956

## Ende des Gymnasiums?

Nachdruck mit Erlaubnis des „Rheinischen Merkur“

Von Dr. Hubert Eiffeler

Nur die höheren Schulen, auf denen „studia humaniora“, d. h. den Menschen angemessenere Studien, betrieben wurden, hießen ursprünglich Gymnasien; als charakteristische Fächer galten die alten Sprachen, das Lateinische, das Griechische und — mit großem Abstand — das Hebräische. Durch die Hinzufügung des Adjektivs „humanistisch“ wurde später das eigentliche Gymnasium vom „Realgymnasium“ unterschieden, das durch die Pflege des Lateinischen auch dem „Humanen“ dienen, durch die stärkere Berücksichtigung neuerer Fremdsprachen und der Mathematik sowie der Naturwissenschaften aber mehr dem Lebensnotwendigen, dem Praktischen, dem „Realen“ gerecht werden sollte; wenigstens war das die Meinung derer, die sich seit der Humboldtschen Schulreform für die Errichtung von Realgymnasien einsetzten.

Das vieldeutige Attribut „humanistisch“ wurde zum Stein des Anstoßes, als sich als dritter Schultyp die Oberrealschule entwickelte, die Latein aus ihren Räumen verbannte und sich ganz dem „Realen“, den lebenden Fremdsprachen, der Mathematik, Physik, Chemie und Biologie, verschrieb. Sie erzog und bildete, so behaupteten ihre Anhänger, ihre Schüler trotz unterschiedlicher Mittel zur gleichen Humanitas wie die anderen Schulen; ihr kam daher, vom Erziehungs- und Bildungsziel her gesehen, auch das Attribut „humanistisch“ zu, obwohl sie die Fächer bewußt ausschloß, die seit dem Beginn der Neuzeit als „humanistische“ gelten, eben die alten Sprachen. Umgekehrt wiesen die Vertreter des Gymnasiums den Vorwurf zurück, das Erlernen der alten Sprachen mache die Schüler zu weltfremden Schwärmen und erschwere ihnen den Zugang zum Realen, zum praktischen Leben.

Um das allen höheren Schulen Gemeinsame zu unterstreichen und um den Streit zwischen den Anhängern der verschiedenen Schultypen zu schlichten, setzten sich nach 1945 viele führende Schulleute dafür ein, alle höheren Schulen schlechthin „Gymnasien“ zu nennen, mochten die charakteristischen Fächer die alten oder die neueren Sprachen oder die Mathematik und die Naturwissenschaften sein; sie forderten jedoch, daß an allen höheren Schulen in ausreichendem Maße Latein gelehrt, daß also die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Gymnasium“, nämlich höhere

Schule mit den alten Sprachen als charakteristischen Fächern, wenigstens teilweise gewahrt werde.

Ihr Vorschlag wurde in einigen Ländern der Bundesrepublik Deutschland nach und nach verwirklicht. Die Lösung schien so sachgerecht und glücklich, daß die Ministerpräsidenten im „Abkommen zur Vereinheitlichung des Schulwesens“ die Umbenennung verbindlich machten; aber sie ließen eine wesentliche Voraussetzung: ausreichenden und pflichtmäßigen Lateinunterricht in allen höheren Schulen, fallen. Am neu-sprachlichen Gymnasium verkürzten sie diesen im Regelfall auf sieben, unter Umständen sogar auf fünf Schuljahre, am mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium stellten sie ihn mit Französischunterricht zur Wahl. Die Einschränkung des Lateinunterrichts, noch mehr der Verzicht auf ihn zwingen zu der Frage, mit welchem Recht höhere Schulen dieser Art überhaupt Gymnasien genannt werden dürfen.

Der Eingriff der Ministerpräsidenten bedroht darüber hinaus das ursprüngliche „humanistische“, jetzt „altsprachliche“ Gymnasium in seiner Existenz. In Nordrhein-Westfalen z. B., wo im Regelfall die höheren Schulen mit Latein anfangen, war der Übergang von einem Schultyp zum anderen in der Unterstufe, d. h. in den Jahren, in denen die verschiedenen Begabungsrichtungen sich deutlicher abzuheben beginnen, fast ohne Schwierigkeit möglich. Fortan sind die altsprachlichen Gymnasien von Sexta an isoliert; man muß befürchten, daß sie, selbst wenn mehr Schulen dieses Typs erhalten bleiben, als zur Zeit erwartet werden kann, beträchtlich an Schülern, wahrscheinlich auch an Einfluß verlieren werden. Im gleichen Augenblick also, in dem der alte, ehrwürdige Name „Gymnasium“ neuen Glanz zu erhalten scheint, wird die mit ihm seit je gemeinte Institution aufs äußerste gefährdet, vielleicht sogar nach und nach völlig abgebaut. Ein bedeutsames Kapitel der deutschen Bildungsgeschichte bricht mit einer grellen Dissonanz ab!

Nun ist es nicht so, als seien inzwischen gegen das Abkommen der Ministerpräsidenten und gegen die „Durchführungsvereinbarung“ der Kultusministerkonferenz vom Sommer 1955 keine Bedenken geltend gemacht worden. Die Industrie- und Handelskammern, die Universitäten und technischen Hochschulen, die beiden Kirchen, die Fachverbände meldeten zahlreiche Vorbehalte an und machten gewichtige Gegenvorschläge. Am meisten betroffen sind Bayern, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz; hier war auch die Kritik am Vorgehen der Ministerpräsidenten und der Kultusminister am heftigsten. In Bayern wagte ein Regierungsvertreter sogar, vor dem Senat einen Teil des Ministerpräsidentenabkommens als „einen bunten Fleckerlteppich“ zu bezeichnen. Gerade der Widerstand der Bayern gegen eine Maßnahme, die zwar unter dem Stichwort „Vereinheitlichung“ durchgeführt wird, aber, wie man auf Grund sorgfältiger Berechnungen nachgewiesen hat, die Zahl der möglichen Schultypen erhöht und tatsächlich zu einem Schulwarrwar führt, ließ hoffen, daß das ganze Problem neu durchdacht, daß eine bessere, pädagogisch sachgerechtere Lösung gefunden werde.

Es blieb aber weiterhin zu befürchten, daß Nordrhein-Westfalen an der Ländervereinbarung trotz der an ihr geübten Kritik festhalten werde, da Ministerpräsident Karl Arnold zu den maßgebenden Initiatoren des

Abkommens gehörte. Wenn sich das Kabinett nicht vom Plan seines Chefs distanzieren konnte, vermochte es nicht wenigstens mit weiteren Maßnahmen zu warten, bis die Entscheidung in Bayern gefallen war und bis die wahrscheinliche Verweigerung der Zustimmung durch den bayerischen Landtag das Abkommen überhaupt hinfällig machte? Diese sehr vage Hoffnung erfüllte sich nicht.

Am 30. Dezember 1955 erließ Nordrhein-Westfalen die ersten Ausführungsbestimmungen. Man muß zugeben, sie sind sehr vorsichtig gehalten; sie wollen Bestehendes weiterentwickeln, ohne allzu große Unruhe auszulösen; sie sehen die Einführung der neuen Sprachenfolge erst an Schulen in den größeren Städten vor. Aber man darf sich nicht täuschen lassen: tatsächlich leiten sie eine Umformung unseres höheren Schulwesens, eine völlige Umgestaltung ein, deren endgültiges Ergebnis mit großer Sicherheit als ein völliger Bruch mit der bisherigen Entwicklung zu bezeichnen ist. Dabei haben, und das ist das Bedauerlichste, nicht pädagogische, sondern vermutlich politische Überlegungen den Ausschlag gegeben. Zu diesem Schluß berechtigt vor allem die Tatsache, daß die kritischen Stellungnahmen der für den kulturellen Bereich in erster Linie verantwortlichen Persönlichkeiten, Institutionen und Gremien fast ungehört verhallt sind.

Diesen Schluß legen aber auch Bestimmungen des Abkommens selbst nahe. Nach § 5 sollen fortan die Schuljahre vom ersten Grundschuljahr durchgezählt werden; nach § 7 ist Englisch die Pflichtsprache auch der Mittelschule; nach § 8 kann die höhere Schule auch in einer Kurzform von sieben Schuljahren errichtet werden. Diese Bestimmungen, die im Zusammenhang mit der Regelung der Sprachenfolge an den Gymnasien gesehen werden müssen, bereiten die Einführung der *E i n h e i t s s c h u l e* vor. Was der Gewerkschaft „Erziehung und Wissenschaft“ in den Ländern der Bundesrepublik dank der Aufmerksamkeit der Eltern bisher unmittelbar nicht gelungen ist, erreicht sie mittelbar und gut getarnt mit Hilfe des Ministerpräsidentenabkommens; daß sie für die Verwirklichung ihrer Schulpläne mehr Zeit braucht, als ursprünglich vorgesehen, ist für die anderen Beteiligten, die nicht vor der Entscheidung angehört wurden, kein Trost.

Bei der „Vereinheitlichung des Schulwesens“ im Sinne des Ministerpräsidentenabkommens geht es primär nicht um die Anfangssprache der Gymnasien, sondern um einen Eingriff in die Substanz des gesamten deutschen Schulwesens. Entweder bleiben unsere verschiedenen Schulgattungen, zwar aufeinander bezogen, aber jede für sich eigenständig aufgebaut, weiterhin gleichberechtigt nebeneinander bestehen, oder sie werden, wie man es in Bayern scharf formulierte, zu einem „Schuleintopf“ zusammengeworfen, der niemanden befriedigt: Die Begabten werden nicht satt, die weniger oder mehr fürs Praktische Veranlagten werden überfüttert, ganz zu schweigen von den Folgen, die diese heimliche Einschmuggelung der Einheitsschule für die Schulfrage im ganzen (Elternrecht! Bekenntnis- oder Gemeinschaftsschule!) hat.

Die Ausführungsbestimmungen Nordrhein-Westfalens sind auf dem Verordnungswege erlassen, eine Methode, die im Widerspruch zwar nicht zur Verfassung oder zu den Gesetzen des Landes, aber zur Bedeutung der

Materie steht. Die Verantwortlichen können nicht behaupten, sie hätten die weitreichenden Folgen ihrer Maßnahmen nicht einkalkulieren können; denn schon die ersten Kritiken am Ministerpräsidentenabkommen wiesen auf die Gefahr hin, daß auf „kaltem“ Wege die Einheitsschule eingeführt werde, daß Politiker, die diese Schulform an sich ablehnten, sich als Wegebereiter mißbrauchen ließen.

Wenn diese Bestimmungen dennoch erlassen wurden, dann muß man sie als Zugeständnisse ansehen, die interessierten Kreisen, der Gewerkschaft „Erziehung und Wissenschaft“, bzw. den sie bestimmenden Sozialisten, anderer Ziele, vielleicht nur des guten Klimas wegen seinerzeit gemacht wurden. Ob solche Zugeständnisse bei einer so heiklen, für die gesamte kulturelle Entwicklung Deutschlands so entscheidenden Frage erlaubt sind, das zu überlegen und die Durchführung der „Vereinheitlichung“ zu stoppen oder in andere Bahnen zu lenken, bleibt Aufgabe vor allem der christlichen, unserer Tradition besonders verpflichteten Politiker.

## Aus dem Leben der Schule

Im vergangenen Jahr 1955 konnte Fräulein A. Hildebrand auf eine dreißigjährige Tätigkeit als Sekretärin am Friedrichs-Gymnasium zurückblicken (17. November). Sie hat in diesen ereignisvollen Jahrzehnten gar vieles kommen und gehen sehen! Möge sie noch lange in Gesundheit und Frohsinn für die Schule arbeiten können!

Nach auffallend kurzen Weihnachtsferien begann der Unterricht wieder am 3. Januar 1956. Der Wunsch nach Schnee — im letzten Bericht ausgesprochen — wurde plötzlich und sehr heftig erfüllt, als im Februar starker Schneefall mit heftiger Kälte eintrat. Wie in anderen Städten fehlte es auch in Herford an nötigen Kohlenvorräten, so daß die Schulen vorübergehend schließen mußten. Diese „Kohlenferien“ dauerten an unserer Schule vom 27. Februar bis 4. März, sehr zum kurzfristigen Vergnügen aller Schüler, weniger zur Freude der Eltern, auch wenn „ordentlich Hausaufgaben“ aufgegeben wurden.

Immer wieder dürfen wir an dieser Stelle von freundlichen Spenden für die Schule hören, so auch diesmal: die Abiturienten von 1931 stiftete anlässlich ihres Gedenktages (9. bis 10. März 1931) ihrer Schule 150 Mark, damit weitere Faltboote (s. letzten Bericht) angeschafft werden können.

Herr Wöller (Haus „Wöller Wolle“) schenkte unserer Handballmannschaft und den Reservespielern eine dringend benötigte Garnitur schöner Sporthemden. Die Schule wird diese freundlichen Gaben nicht vergessen!

Das schriftliche A b i t u r fand am 20.—25. Januar statt, die mündliche Prüfung wurde am 14.—16. Februar abgehalten, am ersten Tag unter Vorsitz von Oberschulrat Dr. Korn, an den beiden letzten Tagen von Oberstudiendirektor Brumberg. Folgende Schüler haben die Reifeprüfung bestanden:

Die Abiturienten erhielten in einer Feierstunde am 25. Februar ihre Zeugnisse ausgehändigt und wurden unter Beisein der nächsten Angehörigen in der Aula feierlich verabschiedet. Der Abschiedsrede hatte Oberstudiendirektor Brumberg das Wort aus 1. Kor. 16, 13 ff. zugrunde gelegt. In seiner Rede betonte er u. a.:

Die Schule habe ihre Aufgabe darin gesehen, die in den jungen Menschen schlummernden Kräfte frei zu machen, damit sie als ganze Menschen erfaßt würden und wachsam seien, nicht nur all dem gegenüber, was von außen an sie herantrete, sondern erst recht wachsam und kritisch in dem, was sie selbst tun und denken. Bei aller Vielfalt der auf sie einströmenden Ereignisse sollten sie sich das Tiefste nicht nehmen lassen: den Glauben, der Berge versetzt. Erst dann könnten sie dem Wort des Apostels nachkommen: ‚Seid männlich und seid stark.‘ Als Schüler eines humanistischen Gymnasiums hätten sie tiefen Einblick gewonnen in das griechische und römische Denken um das Wesen des Mannes, seine arete oder virtus, — und Begriffe wie libertas, disciplina, dignitas, gravitas, auctoritas, fides und nicht zuletzt pietas könnten sie nicht aus ihrer Vorstellungswelt löschen. Sie sollten sich vielmehr an diesen Begriffen in ihrem Leben orientieren, dabei aber stets die Gefahr vor Augen halten, die in einer Übersteigerung dieser ‚Männlichkeit‘ liege. So mahne der Apostel: ‚Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen!‘ In ihrem Beruf sollten sie danach handeln, aber auch nicht die Gemeinschaft ihrer Familie, ihrer Gemeinde und ihres Vaterlandes aus den Augen verlieren. Ihnen falle die Aufgabe zu, an dem Neubau eines deutschen Staates mit all ihren Kräften mitzuarbeiten, und es sei gewiß gut, sich an die Grundlagen des preußischen Staates zu erinnern, ohne damit die Türen zu anderen Völkerfamilien verschließen zu wollen. Trotz aller Schwächen sei es die Bereitschaft zum Opfer gewesen, die diesen Staat groß gemacht habe, und in gleichem Sinne fordere auch unsere Zeit die Bereitschaft zum Opfer, das aus der Liebe zum Nächsten geboren werde. —

In diesem Sinne wurden die Schüler mit Goethes Wort entlassen: „Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat“.

Den geselligen Abschluß für die diesjährigen Abiturienten bedeutete der „Primanerball“ am Abend des 2. März in den festlichen Räumen von Hotel „Stadt Berlin“.

Die kommenden S e x t a n e r haben die von höherer Stelle nach einheitlicher Form vorgeschriebene Aufnahmeprüfung am 5.—7. März abgelegt. Folgende Schülerinnen und Schüler haben die Prüfung bestanden

und werden zu Beginn des neuen Schuljahres am 12. April in die Sexta einziehen:



Das Schuljahr 1955/56 endet mit einer üblichen Feierstunde am Mittwoch, dem 28. März; das neue beginnt Donnerstag, den 12. April. Heißel

Auf See, den 24. Februar 1956

### Sehr geehrter Herr . . .

Ja, Sie haben recht, wenn ich das mal alles zusammenstelle, was ich alles so erlebt habe, da käme ein Buch zusammen. Leider habe ich nicht die Zeit oder hatte sie nicht in den letzten Monaten. Vielleicht kommt nun auch eine ruhigere Zeit und mehrere Wochen auf See, dann will ich mal hier und da ein paar Auszüge machen und Ihnen zusenden. Wie Sie sagen, etwas Erdkunde-Unterricht geben . . . In meinen jungen Jahren bin ich ja überall in der Welt herumgekommen, heute habe ich mich hier auf die südafrikanische Küste „spezialisiert“. Es ist ja auch am schönsten so, wenn man ein Heim hat und ist dann alle 5 Tage wieder für 2 Tage zu Hause.

Ich habe ein Haus direkt an der See, den schönen Strand vor der Haustür. Die Kinder können ordentlich toben. Aber bald ist die schöne Zeit vorbei, am 1.3. müssen sie hier in der Deutschen Schule anfangen, da kommt auch für sie der Ernst des Lebens.

Nun will ich mal mit meinen Erlebnissen anfangen, ich denke, bis zum Kriege genügt eine kurze Beschreibung. Ich verließ mit dem Einjährigen 1927 (Rudolf Niehaus ist sicher auch noch dort?) die Real-Abteilung vom Friedrichs-Gymnasium, versuchte nur drei Tage in der Obersekunda in Bielefeld weiterzumachen, um da schon herauszufinden, daß wir „Herforder Wilden“ dort nicht so beliebt waren. So gab ich die Hoffnung auf ein ordentliches Abitur auf und meldete mich zur nächsten Einstellung auf dem „Schulschiff Deutschland“. Als Schiffsjunge machten wir die erste Reise nach Kapstadt über Madeira und Rio de Janeiro. Der Krieg brachte mich nach hier. Dann für gut zwei Jahre Schulschiff, die machten Kerle aus uns, es gab mehr Drill als zu essen. Es folgten dann drei Jahre als Offiziersanwärter beim Norddeutschen Lloyd, wo ich mit Frachtdampfern Nordamerika, Westküste (Los Angeles, San Franzisko, Vancouver, Seattle, Portland usw.), Brasilien, Australien, Kanada, den Fernen Osten, das Mittelmeer kennenlernte. Es folgten 1½ Jahre Navigationsschule, wo ich mein deutsches Offiziersexamen (I. Offizier) oder wie man sagt, das Steuermannspatent und Funkerexamen bestand. Dann folgten ein paar

Jahre Depression, wo man in Hamburg nach dem Stempeln an der Alster stand (donnerstags gab es 8,40 Mark . . .) und zusah, wie die Leute mit ihren Broten die Möwen fütterten, und man dabeistand und dachte, alles dieses Brot würde einem doch ein wenig den Bauch füllen. 1934 brachte mir dann die Möglichkeit, doch wenigstens auf einem kleinen Ostseedampfer als Matrose wieder loszufahren. Erst 1935 brachte dann die Möglichkeit, endlich als Offizier eine Stelle zu finden. Dann waren es nur zwei Jahre, daß die Zeiten so gut wurden, daß ich dann als 3. Offizier auf großen Passagierdampfern fahren konnte. Ich brauche wohl nicht zu beschreiben, wie auf Passagierbooten gelebt wird? Tanz, Musik, Bockbierfeste, Kino usw., ja, und auch etwas Navigation, aber mit den modernsten Instrumenten wie Kreiselkompaß, Echoloten, Selbststeuerer (Radar gab es noch nicht), schneidige Uniformen . . . Ausflüge mit den Passagieren im Mittelmeer und Jagden im tiefsten Afrika . . . Aus diesem Leben heraus mußten wir dann im Dezember 1939 mit all' den Passagieren ins Rettungsboot . . . Wir waren mit 450 Passagieren in der 1. und Touristenklasse auf dem Wege von Sansibar nach Dar-es-salam (500 Neger saßen außerdem als Deckpassagiere an Deck), als der Befehl kam, daß alle deutschen Schiffe befreundete oder neutrale Häfen anlaufen sollten. So entschied unser Kapitän, nachdem alle Offiziere, ja, damals auch politische Leiter . . . zu einer Kriegsberatung zusammengekommen waren, Moçambique für die drei Wochen, die der Krieg dauern sollte, anzulaufen. Dort wurden wir alle ausländischen Passagiere los und mit dem Rest wurde dann jeden Tag der Boots- und Feuertienst geübt, so daß wir dann bei der Versenkung alle ausstiegen, als wenn wir vom Bürgersteig ins Auto stiegen. Drei Monate lagen wir dort, 6 Stunden am Tage mußte die Mannschaft arbeiten, daß keine Unruhe aufkam, es blieb aber für jeden Zeit genug, um Fischen, Segeln, Jagen, Baden, Tennisspielen usw. zu genießen. Dann kam der 22. November 1939, Befehl: Versuchen, die Heimat zu erreichen, leider hatten wir nur noch Brennstoff an Bord, um im günstigsten Falle Südamerika zu erreichen. Zehn Tage waren wir auf See, als 120 Meilen südlich vom Kap der guten Hoffnung das Schiff von Flugzeugen (umgebaute Junkers, der Pilot war die „dritte Generation“ von deutschen Eltern . . .) der südafrikanischen Luftwaffe entdeckt wurde. Einige Stunden mußten wir unter dem Befehl dieser Flugzeuge unseren Kurs Richtung Kapstadt steuern, nachdem wir mit Bomben und Maschinengewehren bange gemacht waren . . . Dann paßten die Flugzeuge mal ein paar Minuten nicht auf und, ehe sie sich versahen, saßen wir alle, mit Passagieren 198 Menschen, in Rettungsbooten, das Schiff sank und brannte überall, wir hatten in jede Kammer und in die Ladung Benzin gegossen. Mit 12 Rettungsbooten folgte dann eine kleine Segelregatta, bis dann der englische Kreuzer „Sussex“ sich quer vor uns legte und Befehl gab, dort am Bord zu kommen. Die „Sussex“ landete uns dann am 3. 12. 1939 in Simonstown. Ein Zug mit deutschen Henschel-Lokomotiven, sie wurden noch von deutschen Ingenieuren gefahren, um sie zu übergeben, brachte dann die Fahrt nach Transvaal ins Lager „Baviaanspoort“.

Das für heute, ich sende Ihnen von Kapstadt dann noch einige Fotos.

Mit den besten Grüßen

Ihr W. A. Ahlert

## Humor und Unterhaltung

### Alphabetische Miscellen

(Schluß)

X

**Xenophonstunde.** Nachmittags von drei bis vier. Es ist heiß, so heiß, daß, wie gesagt wird, der Herr Direktor geschwankt hat, ob er hitzefrei geben sollte oder nicht.

Den Ausschlag hat aber der für die Hitzegrade zuständige Hausmeister gegeben, indem er dem Herrn Direktor meldete, daß sich ein Wölkchen am Himmel zeige, welches die Absicht zu haben schien, sich zu einem Gewitter zu entwickeln. Und bei diesem Gewitter würde dann wohl der damit verbundene Regen eine leichte Kühle hervorbringen.

Diese Absicht war ausgeblieben und da nun einmal die Stunde, in der nach dem Willen des Provinzialschulkollegiums das Urteil über das *benefizium caloris* ausgesprochen werden mußte, vorbeigerauscht war, mußte der Schultag so weiter ablaufen, wie ihn der gedruckt an der Wand hängende Stundenplan anzeigte.

Es war also keine gewöhnliche Xenophonstunde. Sie war bei weitem überhitzt. Sie wurde aber dadurch noch überhitzter, daß eine Generalrepetition angesetzt war. Fünfzehn lange Seiten, von Seite 50 bis 65 mußten in der Stunde erledigt werden. Jeder mußte eine halbe Seite übersetzen. Die ersten Seiten waren nun ziemlich leicht. Jeder, der hier herankam, setzte sich erfreut hin, weil der Kelch an ihm vorübergegangen war. Dieser Kelch war eine sogenannte schwere Stelle, vor der man ein Grausen hatte. Je näher dieser Kelch kam, um so mehr stieg die innere Hitze. Die Spannung wurde fast unerträglich.

Nur Kurtchen saß in serener Ruhe wie Zeus auf dem Katheder. Hin und wieder knöpfte er allerdings an seinem Rock und seiner Weste, um sich ein wenig frische Luft um Busen und Wangen wehen zu lassen, aber sonst brauchte er sich ja nur wenig zu bewegen. Es genügte, wenn er seinen Bleistift dann und wann auf dem Pultdeckel „tick“ sagen ließ, um Anfang und Ende der Uebersetzungstätigkeit anzukündigen.

Derweilen kam die bewußte schwere Stelle immer näher, immer näher. Plötzlich gab es eine Explosion. Aldemann hatte seinen Finger erhoben zum Zeichen, daß er etwas sagen wollte. Ein Tick mit dem Bleistift forderte den, der am Uebersetzen war, auf, seinen Mund zu halten. Ein zweiter Tick gab dem Aldemann die Freiheit zu reden. Aber wie sagt doch der Lateiner: *Pariunt montes et nascitur ridiculus mus* . . . Aldemann hatte der Wissenschaft nichts zu sagen, er bat nur um die Erlaubnis, sich für einen Augenblick nach draußen zurückziehen zu dürfen. Ein dritter, etwas ärgerlicher Tick erteilte ihm diese Erlaubnis, und damit trat die etwas montone, aber innerlich sehr geheizte Stimmung wieder ein. Aldemann verschwand mit allen Anzeichen physischer Notwendigkeit und schloß hinter sich die Tür mit allen Zeichen fröhlicher Bescheidenheit. Aber kaum hatte er die Tür geschlossen, da ging es wie eine Bewegung durch das ganze Katheder. Und der Bleistift machte dreimal tick. Kurtchens Augen blitzten. „Die nächsten

Zeilen überschlagen wir“, sagte er. „Von Seite 58, Absatz 3, Zeile 35 an. Wir fahren fort auf Seite 59, Absatz 2, Zeile 34.“ Wir alle staunten. Das war ja gerade die Seite, die wir so gefürchtet hatten. Das war aber wirklich lieb von unserem lieben Kurt.

Nach zehn Minuten tat sich die Tür wieder auf. Aldemann erschien wieder mit allen Anzeichen physischer und psychischer Erleichterung.

Fröhlich setzte er sich wieder auf seinen Platz. Er warf einen flüchtigen Blick auf das Buch seines Nachbarn und als er sah, daß er die Scylla vermieden hatte, wurde er noch fröhlicher. Er ahnte nicht, der arme Tropf, wie nahe ihm die Carybdis war. Denn kaum saß er, da ging es wieder tick, tick, tick auf dem Katheder und eine Stimme erscholl: „Wir blättern nunmehr wieder zurück, und Aldemann übersetzt von Seite 58, Absatz 3, Zeile 35 an.“ Und Aldemann stand auf. Den ersten Satz kriegte er noch hin. Beim zweiten fing er an zu stottern und beim dritten sagte er nichts mehr. Er war 100prozentig hereingefallen. Ostern blieb er hängen. Da ging er auf eine andere Penne. Er bekam einen ehrenvollen Ruf nach auswärts. Kleine Ursachen große Wirkungen . . .

Z

**Z a p p e** hieß ein Obersekundaner, der als Auswärtiger frisch importiert war und von seinem Klassenlehrer Kurt in ein längeres Gespräch verwickelt wurde, in dem er seine Personalien angeben mußte.

Vor allem ging es darum, festzustellen, welche Pension er beziehen würde. Da tauchten aber gewisse Schwierigkeiten auf. Verschiedene Namen wurden genannt.

Schließlich verlor Kurtchen die Geduld. „Sie sollen mir sagen“, sagte er, „wo Sie schlafen“.

Da schlug der Obersekundaner Zappe seine Augen auf, sah seinen Ordinarius strahlend an und sagte: „Bei Frau Pillmann.“

Dr. Friedr. Schwagmeyer,  
Witten

### „Der Troubadour“ in Schötmar

Schötmar hatte 1902 für uns Obersekundaner eine große Anziehungskraft: Es gab da eine Keksfabrik Mensch & Schnapp. Dort bekam man für 30 Pf eine Riesentüte des leckersten Gebäcks, welches das Unheil gehabt hatte, bei der Fabrikation zu zerbrechen.

Man benutzte deshalb manchmal einen schönen Mittwochnachmittag, um Schötmar aufzusuchen.

Gustav Vahle und ich taten das auch.

Nun gab es damals in Schötmar ein schönes Schloß, in einem verschwiegene Park gelegen. Es war damals ein Dornröschen-Schloß. Mittlerweile hat die Stadt das Schloß gekauft, es dem Gartenbauamt überantwortet oder einer solchen Stelle, und nun ist das Schöne dahin.

Gustav Vahle war ein Liebhaber des Theaters.

Ich sagte ihm: Wir hätten doch aufpassen sollen. Es würde in diesen Tagen der Troubadour in Schötmar gegeben, und wenn es heute, am Mittwoch, sein sollte, dann könnten wir ja abends da bleiben.

Gustav Vahle bezweifelte doch sehr, daß man in einem solchen Nest wie Schötmar den Troubadour geben könne.

Aber ich beruhigte ihn und sagte: Der Fürst von Lippe habe hier ein kleines Schloß mit einem Theatersaal, und manchmal kämen die Hofschauspieler von Detmold herüber und spielten vor den Kurgästen von Salzuflen. Durch die Allee seien es ja höchstens 10 Minuten von Salzuflen bis Schötmar.

Das sah er ein, und wir begaben uns jetzt auf die Suche nach einem Anschlag des Theaterzettels, fanden aber keinen.

Ich sagte zu ihm: Mensch, Vahle, das beste wird sein, wir gehen eben zu dem Theater hin, und da werden wir schon einen Portier oder sonst jemand finden, der uns das sagen kann.

Wir gingen also zu dem kleinen Schloßchen, aber zu unserer Verwunderung war kein Theaterzettel angeschlagen.

Gustav Vahle ging um das Schloßchen herum und betrat es von der Schauseite, geriet gleich in einen großen Speisesaal, wo Damen im schönen Kranz den Nachmittagskaffee einnahmen.

Vahle machte eine schöne Verbeugung, sagte, er sei aus Versehen hier hereingeraten, er bäte um Entschuldigung, und er suche den Portier.

Eine vornehme Dame sah ihn wohlwollend an und sagte, sie hätten leider keinen Portier. Aber vielleicht könne sie ihm helfen und ihn zu rechtweisen.

Und dann bat Gustav Vahle ganz höflichst, ob man ihm wohl sagen könne, ob das richtig sei, daß der Troubadour hier im Theater gegeben würde, und ob es heute abend sei, und wann es anfinde.

Die Dame sagte, da könne sie ihm leider nicht helfen, und durch das Hin- und Herreden stellte sich dann heraus, daß wir am Abend den Troubadour nicht sehen konnten.

Und dann kam Gustav Vahle wieder heraus. Und wer diesen Kerl gekannt hat, der weiß, daß er es nicht übelgenommen hat, und daß er selbst viel Spaß an der Geschichte gehabt hat, wie er in Schötmar hat ins Theater gehen und den Troubadour sehen wollen.

Richard Ferner

## Badefreuden um die Jahrhundertwende

Um die Jahrhundertwende badete man noch in der Werre und in der Aa.

Zu Spilker an der Aa gingen nur die Radewiger. Der Hauptbetrieb war an der Werre. Die unteren Klassen gingen zu Wehmeier auf der Insel am Bergertor. Dort war auch der Schwimmunterricht, für uns Friederizianer von der Sexta an obligatorisch.

Auf diesem Gebiete (wie auch auf anderen) war unser Direx unerbittlich. Und wir haben es ihm wohl alle gedankt, daß wir so lange an die Angel mußten, bis wir schwimmen konnten, denn andernfalls wären die Kahnfahrten auf der damals noch nicht regulierten kolkigen Werre nicht zu verantworten gewesen. Das habe ich mehrfach erfahren.

Bei Overbeck badete die reifere Jugend. Dort lag auch ein großes, schweres Floß. Dieses wurde eines Tages mit vereinten Kräften strom-

aufwärts geschoben, bis an den Garten unseres alten Professors Edler, und ihm brachte man dort ein dreifaches donnerndes „Rollo“.

Fröhlich und nichts Böses ahnend fuhr man zurück. Aber Rollo war inzwischen auf dem Landwege bei Overbeck eingetroffen. Bei seinem Anblick sprang man in die Werre und tauchte lange Strecken bis zum anderen Ufer.

Der alle anderen aber um zweier Häupter Länge überragende lange Böckelmann war erkannt worden und wurde wegen moralischer Unreife vom Einjährigenexamen zurückgestellt. Im nächsten Herbst war er dann gereift.

Lüttgert, schon am Lande, war auch im Verdacht. Er steckte aber nach Straußenart den Kopf in einen Sandhaufen.

„Asko, du bist Lüttgert!“ „Nein, Herr Professor, ganz bestimmt nicht!“

So ging die Wechselrede. Aber ihm war nicht zu beweisen, daß er Lüttgert sei.

Ein besonderer Kreis badete auch im Winter an der Schweichler Straße, wo sich jetzt die Kläranlage befindet. Schnell zog man sich aus, sprang ins Wasser, das man eher heiß empfand als kalt, fühlte nach einigen Schwimmszügen die Kälte eindringen und strebte zum Ufer, wo man empfangen und abgerieben wurde, worauf man schnell in die Kleider stieg.

Unser kühner Freund Simonsmeyer aber wagte sich weit in die Strömung, wurde abgetrieben und konnte erst an der Straße das Ufer erklimmen, brennend roten Leibes zu seinem feuerroten Haar. Und auf der Straße waren gerade die Schweichler Marktfrauen auf dem Heimwege vom Wochenmarkt. Wir hörten ihr Geschrei. In Schweicheln war ja damals eine Irrenanstalt. Und unser Freund hatte trotz der Kälte nicht einmal eine Badehose an.

Atemlos kam er angerannt. „Helft mir in die Brocken, sie sind hinter mir!“

Aber so schlimm war es dann doch nicht. Allerdings wurde das Erlebnis mit einem heißen Grog begossen.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich im Karneval 1906 am Niederrhein.

An einem milden Februartage wollte ich nach einer durchtanzten Nacht mich durch ein kühles Bad erfrischen und fuhr mit einem Freunde zum damals im Bau befindlichen Krefelder Hafen. An der Böschung eines noch nicht ausgemauerten Beckens stiegen wir von den Rädern, und ich begann mich zu entkleiden.

Auf der anderen Seite dieses Hafens waren Männer mit Meßlatten beschäftigt, die in der Karnevalszeit nicht ohne Grund annahmen, einem Selbstmord beizuwohnen, den es zu verhüten galt. „Junger Mann, überlegen Sie doch, was Sie da vorhaben!“, riefen sie und begannen mit ihren Meßlatten um das Becken zu laufen. Ich aber ließ mich nicht abhalten, glitt ins Wasser, und als sie atemlos herankamen, stieg ich schon in meine Hose. Sie hatten Humor, und außerdem war ja Karneval.

Heute bade ich im Freien nur dann, wenn Luft und Wasser angenehm temperiert sind.

Carl Heinrich Huchzermeyer

## Mitgliederverzeichnis

### Neuzugänge:

Abiturienten 1956



### Weiterhin:



### Anschriftenänderungen:



---

#### Anschriften des Vorstandes:

1. Vorsitzender: Rechtsanwalt Hermann Lümke mann, Herford, Unter den Linden 34, Ruf 30 18. Schriftführer: Erich Kaufhold, Herford, Oetinghauser Weg 39, Ruf 28 44. Kassierer: Georg Boecker, Herford, Alter Markt 5, Ruf 31 84. Schriftleiter: Konrad Giebeler, Herford, Steinweg 1, oder Bielefeld, Luisenstraße 41. — Konten der Vereinigung: Postscheckkonto Hannover 1291 71 / Stadtparkasse Herford 39 78. Jahresbeitrag 6,— Mark, Mitglieder ohne eigenes Einkommen sind beitragsfrei.

Druck: Busse, Herford